

## 9. Kapitel des Generalabtes M-G. Lepori OCist für den KMA – 03.09.2014

Man könnte in der ganzen Regel des heiligen Benedikt die Stellen aufsuchen, die belegen, dass für ihn die eigentliche Schuld des Mönchs, die wesentliche Nachlässigkeit, die wahre Sünde darin besteht, sich wie Adam vor dem Herrn zu verstecken. Die wahre Sünde ist nicht die Tatsache, dass wir Sünder sind, sondern dass wir uns vor dem barmherzigen Vater verbergen, der uns liebt, der uns sucht, um uns zu verzeihen. Diese Nachforschung könnt ihr selber vornehmen, aber nicht so sehr im Text der Regel, als vielmehr in der Überprüfung eures Verhaltens in der Gemeinschaft. Wie oft verstecken wir uns, wie vielfältig sind unsere Tricks, mit denen wir uns dem Herrn entziehen. Denken wir nur an unsere negativen, übersteigerten, stolzen heimlichen Gedanken, an das innere Murren, das der heilige Benedikt vehement verurteilt. Denken wir daran, wie oft wir uns drücken, wenn die Gemeinschaft, oder ein Mitbruder, eine Mitschwester, ein Gast, ein Kranker uns um etwas bitten. Wir drücken uns damit vor Christus, der uns im Nächsten um Liebe und Aufmerksamkeit bittet. Überdenken wir, wie oft wir uns mit unseren Zerstreuungen während des Chorgebetes, während der Eucharistie vor der Gegenwart Gottes verstecken. Überdenken wir, wie oft wir uns vor dem Wort Gottes verstecken mit unserer Nachlässigkeit im Hören, im Betrachten. Denken wir daran, wie wir uns in unserer Verslossenheit, in unserem Charakter, in unseren Lieblingsaktivitäten oder in unserer Faulheit verstecken vor dem, was unsere Vorgesetzten oder unsere Gemeinschaft von uns will ...

Es ist eine wertvolle Hilfe, an all das zu denken und zu verstehen, dass wir uns damit vor dem Herrn verstecken; es hilft uns, unser Leben richtig zu beurteilen und zu erkennen, was uns heilen kann, welchen Weg wir gehen müssen, um aus dem Versteck herauszukommen und uns vom Herrn finden zu lassen. Wenn wir uns so von Gott finden lassen, wie wir sind, hässlich und schmutzig, wird *er* uns verwandeln. Wenn wir uns verstecken, hindern wir den Herrn daran, uns mit dem Licht seines Antlitzes, mit seinem Herzen zu verwandeln.

„Du hast mir das Herz geraubt,  
meine Schwester, meine Braut;  
Du hast mir das Herz geraubt  
mit einem einzigen Blick aus deinen Augen!“ (Hld 4,9).

Als ich mich beim Morgengebet auf dem Kalvarienberg in Jerusalem direkt vom gekreuzigten Christus mit diesem Satz aus dem Hohelied angesprochen fühlte, entstand in mir eine grosse Stille und ein tiefes Gespür für das Geheimnis. Es war, als befände ich mich mit einem Schlag im Zentrum des Lebens, im Zentrum der Menschheit, im Zentrum Gottes, im Zentrum von allem. Die Heiliggrab-Kirche in Jerusalem ist ein unbeschreiblicher Ort, an welchem sozusagen alles zusammenkommt und allerhand geschieht. Ich konnte dort während zehn Tagen in der Gemeinschaft der Franziskaner leben. Es kam mir vor, als wäre dieser Ort ein Punkt, in dem alle Ereignisse der Welt in einer gespannten Einheit zusammentreffen. Man könnte das vergleichen mit dem Körper nach einer

Operation: Das ganze Gewebe zieht an der genähten und zugleich offenen Wunde. Unter den verschiedenen christlichen Konfessionen der Grabeskirche herrscht eine gesunde Spannung, gesund deshalb, weil man sie spürt, weil diese Konfessionen anwesend sind, weil sie da in Berührung kommen. Man ist beisammen, ob man will oder nicht, und das Zentrum der Welt und des Glaubens kann man nicht verschieben, man kann diesen Ort, diesen Punkt nicht aufteilen. Man könnte zwar ganze Zentner vom Felsen des Kalvarienberges und vom Heiligen Grab wegtragen. Der Ort aber, der Punkt des Geschehens bleibt dort, wenn auch nur symbolisch, er bleibt dort. Man kann entfernen, was man immer will, den Ort aber kann man nicht entfernen. Und wenn wir dort sein wollen, genau an diesem Punkt, dann müssen wir wohl oder übel alle gemeinsam dort sein. Man streitet sich, man kämpft gegeneinander, ja, man wird zuweilen handgreiflich, um etwas Raum, vielmehr um etwas Zeit in diesem Raum an sich zu reißen, aber man muss dort sein, und wenn man dort nebeneinander steht, kann man der Begegnung mit dem andern nicht ausweichen, wenn es auch manchmal zu Zusammenstößen kommt. Übrigens habe ich dort die Erfahrung gemacht, dass unter den Konfessionen weit mehr Harmonie und Brüderlichkeit, herrscht als man uns glauben machen möchte.

Als dieser Satz aus dem Hohelied mich traf, sass ich ohne es zu merken auf einem Stuhl, der für einen orthodoxen Mönch, physisch und charakterlich ein Bär, reserviert war. Er war aber freundlich und liess mich in Ruhe. Es herrschte ein fieberhaftes Treiben, eine nicht enden wollende Folge von Messen, welche die Katholiken, die zahlreichen Pilgergruppen zu dieser Stunde feiern konnten oder mussten.

Mitten in diesem religiösen „Durcheinander“ hat der Satz aus dem Hohelied das Zentrum wieder ins Zentrum gerückt, und zugleich wurde es zu einer Person. Es ging nicht mehr um den Platz, den Ort, um Steine, oder um Sitze, nicht einmal mehr um Altäre. **Im Zentrum der Welt ist Jemand, der lebt, stirbt und von den Toten aufersteht, um uns sein Herz zu schenken.**

Und plötzlich wurde mir bewusst: Wie wenig erbitte ich mir von Christus! Wie wenig lasse ich mir von Christus geben! Ich bete, arbeite, meditiere, lese, treffe Menschen, feiere jeden Tag Eucharistie, bete regelmässig das monastische Offizium; ich bin getauft, gefirmt, Mönch, Priester; ich lebe praktisch seit 36 Jahren in einer Gemeinschaft, zuerst als Laie, dann in einem Kloster ... und wie wenig habe ich bis jetzt von Christus erwartet, wie wenig lasse ich mir von ihm geben, wie wenig lass ich es zu, dass er *sich* mir geben kann!

Und da sagt er mir plötzlich, dass er mir sein Herz überlässt, dass es in Griffnähe ist, dass sogar ein einziger Blick genügt, um es zu nehmen, um es zu „rauben“. Und ich hätte das sogar überhören können, auch dieses Mal. Wer weiss, wie oft ich diesen Satz aus dem Hohelied schon gelesen und meditiert habe, ohne zu hören. Natürlich ist das ein Bild, auch das Bild des Herzens, aber es drückt das Wesentliche, das Entscheidende der christlichen Erfahrung, des christlichen Ereignisses aus, es ist wie der Punkt, an dem die Quelle für alles andere entspringt.

Wir müssen diesen Punkt dringend zurückerobern, und es wird immer dringend sein, ihn zurückzuerobern. Das wird mir klar, wenn ich die Klöster besuche, den Mönchen und Nonnen in den verschiedenen Ländern und Kulturen, den Laien, auch Priestern und Bischöfen begegne.

Man weist oft auf das Bedürfnis nach Spiritualität hin. Wie ich schon gesagt habe, ziehe ich es vor zu sagen, *dass wir in der Kirche der **Mystik** bedürfen. Das heisst, dass wir die Ebene, die Dimension wieder finden müssen, wo die Erfahrung Gottes, des Glaubens und unserer selbst zur Quelle zurückkehrt, wo Gott sich im gestorbenen und auferstandenen Christus der Menschheit gibt.* Wir brauchen die mystische Erfahrung im Empfang der Sakramente, im brüderlichen Zusammenleben, in unserer Aufgabe, in unserer Sendung, in der *lectio divina*, im Bekenntnis, in allen Aspekten des menschlichen Lebens, das Christus erlöst und dadurch verklärt, dass ewiges Leben schon in diesem Leben möglich ist. Wir brauchen etwas, das allem Feuer gibt; wir müssen den Punkt finden, wo alles sich entzündet, von dem aus das Feuer auf alles übergreift. Mit andern Worten, wir brauchen die Begegnung mit Christus, wir müssen so sehr mit ihm gemeinsam leben, dass sein Leben unser Leben werden kann, dass seine Liebe unsere Liebe werden kann, dass sein Gebet unser Gebet werden kann.

Ich sage da natürlich nichts Neues. Der heilige Johannes, der heilige Paulus, der heilige Petrus, die Evangelien rufen uns das seit 2000 Jahren in Erinnerung, ganz zu schweigen von den Psalmen, von den Propheten. „Ich bin mit Christus gekreuzigt worden; nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir. Soweit ich aber jetzt noch in dieser Welt lebe, lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich für mich hingegeben hat. Ich weise die Gnade Gottes nicht zurück“ (Gal 2,19-21). Diese Erfahrung macht der eine besonders beim Empfang der Sakramente, ein anderer beim Betrachten des Wortes Gottes, wieder ein anderer in der brüderlichen Nächstenliebe, in der Prüfung einer Krankheit, der eigenen Schwachheit, in der Vergebung einer Schuld...

Wenn aber Jesus sagt: „Du hast mir das Herz geraubt mit einem einzigen Blick aus deinen Augen“, können wir in diesen Worten die Beschreibung der fundamentalen mystischen Erfahrung sehen, die jeglicher Art und Form der Begegnung und Beziehung mit Christus, der in uns lebt, zu Grunde liegt. Deshalb glaube ich, dass es sich lohnt sie zu vertiefen.